

Iring Fetscher

## Wandlungen der ökonomischen Bedeutung und der Sinnggebung von Arbeit

### I. Wandlungen der Arbeitsbedingungen in den letzten 200 Jahren

#### 1. Die Mechanisierung und ihre Folgen

In den letzten 200 Jahren hat sich der *Charakter der Arbeit*, die zur Befriedigung der Bedürfnisse menschlichen Lebens erforderlich ist, grundlegend und immer rascher gewandelt. Zunächst wurden die Naturkräfte des Windes und des beweglichen Wassers in den Dienst der Herstellung von Produkten des Bedarfs gestellt. Schon die Antike kannte Wassermühlen und hat sie als Befreier von schwerer körperlicher Arbeit begrüßt. Im Mittelalter wurden Windmühlen entwickelt. Die meisten Arbeiten blieben jedoch bis ins 18. Jahrhundert an die Aufwendung erheblicher körperlicher Kraft von Menschen gebunden. Erst der mechanische Webstuhl und zuvor die Spinnmaschinen lösten Körperkräfte auf dem Gebiet der Textilherstellung ab.

Mit der Zerlegung der Arbeitsprozesse in immer kleinere Teilarbeiten und deren Zusammenfassung in sogenannten Manufakturen wurde der Weg zum Einsatz von immer mehr Maschinen geebnet. Die wichtigste Errungenschaft des 18. Jahrhunderts war die *Dampfmaschine*, die alsbald die Antriebsenergie für zahlreiche mechanische Aggregate lieferte. Zu ihrer Indienststellung als Antriebskraft für Pumpen und Web- bzw. Spinnmaschinen kam bald ihre Verwendung als Transportantriebskraft hinzu. Damit wurde der Gütertransport erleichtert, beschleunigt und regelmäßiger gemacht. Im 19. Jahrhundert eroberten Eisenbahnen und Dampfschiffahrtslinien ganze Kontinente und verbanden die Festländer miteinander. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts kam die Elektrizität als eine wichtige neue Antriebskraft hinzu.

Die Mechanisierung der Arbeitsvorgänge durch ihre Teilung und nachträgliche Zusammenfügung – von der Manufaktur über die ältere Fabrik bis hin zum Fließband und zur «automatischen Fabrik» – machte die Produktion zunächst von der *qualifizierten Facharbeit* und schließlich von immer mehr Arbeit selbst unabhängig. Zunächst wurde die Anwendung *physischer Kraft* immer überflüssiger, demnach die individuelle *Geschicklichkeit*, die Fähigkeit zu präzise Arbeiten durch die unübertreffliche Exaktheit der Maschine verdrängt. In unserem Jahrhundert schließlich – vor allem in den letzten Dekaden – wurde auch noch die Aufmerksamkeit, die Nervenkraft durch elektronische Einrichtungen substituiert. Schließlich bleibt dem lebendigen Arbeiter – in vielen Produktionsstätten – nur mehr die *Überwachung* der Signale, die ihm Kenntnis vom Ablauf der Produktion geben, und die gelegentliche Reparatur übrig.

Durch die angedeuteten technischen Veränderungen wurde die *Produktivität* der menschlichen Arbeit ungemein gesteigert. Diese Steigerung ermöglichte einerseits eine *Verkürzung* der Arbeitszeit, vor allem jedoch eine gewaltige Steigerung der Bereitstellung von Gütern (und Dienstleistungen), die in den sogenannten «Konsumgesellschaften» der hochindustrialisierten Länder vielfach zur Übersättigung geführt hat.

Um die vermehrten Gütermassen absetzen zu können, mußte die Wirtschaft immer neue *Bedürfnisse produzieren*. Diesem Zweck diente u. a. die kurzfristig wechselnde *Mode*, die nicht zufällig zunächst vor allem auf dem Gebiet der Bekleidung sich durchsetzte, das zuerst industriell strukturiert wurde. In dem Maße, wie andere Gebrauchsgegenstände industriell gefertigt werden konnten, dehnte sich der rasche modische Wechsel auch auf sie aus. Das Schlagwort «öfter mal was Neues», das unseren Großeltern für die Möblierung ihrer Wohnungen grotesk erschienen wäre, taucht heute immer häufiger in Werben auf. Während früher Stilepochen ganze Jahrhunderte umfaßten, wechseln heute auch Möbelmoden in Jahrzehnten. Kraftfahrzeuge, deren technische Qualität in den letzten 40 Jahren nur wenig zugenommen hat, wechseln ihr Design in noch weit kürzeren Abständen.

#### 2. Die Entfremdung vom Arbeitsprodukt und ihre Kompensation durch Konsum

Eine weitere Ursache wachsender Bedürfnisse und damit gleichbleibenden Arbeitsaufwands

trotz erheblich gesteigerter Arbeitsproduktivität ist die *Unbefriedigkeit* großer Teile der Bevölkerung durch ihre Tätigkeit. Die von Marx erstmals skizzierte *Entfremdung* der Arbeitenden von ihren Produkten, von ihrer Tätigkeit selbst sowie voneinander hat in erheblichem Maße zugenommen und erfaßt immer weitere Teile der Bevölkerung. Auch wenn die Verhältnisse vorindustrieller und vorkapitalistischer Gesellschaften nicht romantisch idealisiert werden dürfen, kann doch angenommen werden, daß die unmittelbare Befriedigung durch handwerkliche Arbeit weit größer war als z. B. die eines Fließbandarbeiters oder eines Büroangestellten, der Schemabriefe schreibt (oder durch die computerisierte Maschine schreiben läßt). Der *Konsum* von zahlreichen Produkten, die von der Werbung als «Luxus» und Mittel der «Verwöhnung» angepriesen werden, dient der Kompensation für diese Unzufriedenheit und dieses Unbehagen.

Wie der durch körperliche Arbeit nicht mehr ausgelastete Leib zu seiner Gesundheit der Kompensation durch Sport bedarf, so die unbefriedigte Seele des Luxuskonsums. In dieser Perspektive wird die Arbeit für mehr und mehr Menschen zum bloßen «job», zu einer Tätigkeit, deren einziger *Sinn* für das Individuum im *Geldverdienst* und indirekt in der Schaffung von *Konsummöglichkeiten* besteht. Utopische Denker haben die technischen Fortschritte als Mittel zur Überwindung des biblischen Fluchs «im Schweiß Deines Angesichts sollst Du Dein Brot essen!» gedeutet. Vom Ausgangspunkt bürgerlichen Selbstverständnisses von Arbeit aus bedeutet das Dahinschwinden von sinnvermittelnder Tätigkeit für den einzelnen vielmehr *Verlust*.

Das Selbstbewußtsein vieler Menschen auch in den industrialisierten Gesellschaften orientiert sich noch primär an der eigenen *Leistung*. Aus diesem Grunde wird die Gesellschaft von Angehörigen der älteren Generationen gern als *Leistungsgesellschaft* apostrophiert. Diese Bezeichnung unterstellt, daß es einen erkennbaren kausalen Zusammenhang zwischen individueller Anstrengung und Leistung und dem materiellen Erfolg wie der sozialen Anerkennung gibt. Dieser Zusammenhang ist aber für viele nicht mehr deutlich erkennbar. Ganz abgesehen davon, daß die Konsummöglichkeiten des einzelnen kaum dem Ausmaß seiner individuellen Anstrengungen korrespondieren, wird von mehr und mehr jüngeren Menschen Arbeitsleistung kaum noch als sinnvoller Lebensinhalt verstanden. Das mag

zum Teil damit zusammenhängen, daß die von der Werbung dominierte Kultur als Daseinssinn nicht mehr Arbeit, sondern *Konsum* offeriert, zum anderen damit, daß die «Konsumpioniere», wie sie in den Illustrierten vorgeführt werden, in der Regel wohlhabende Renter sind: Personen, die von dem Ertrag ihres Vermögens leben. Die einzigen Vorbilder, deren Leistung noch eine populäre Ausstrahlung besitzt, sind Popsänger, Filmstars, Spitzensportler und dergleichen, also generell Personen, die dem Entertainmentbusiness dienen. Mit ihnen vermag sich auch der «kleine Mann» zu identifizieren, soweit ihre spezielle Leistung verständlich und partiell imitierbar erscheint (das gilt z. B. besonders vom Fußballer und vom Rocksänger, der von vielen Jugendlichen, die gleichfalls Gitarre spielen und singen, verehrt wird).

### 3. Der Sinnverlust in der Arbeit

Durch die Veränderung der Arbeitsformen und das rasche Veralten von Berufsbildern können heute die meisten Menschen nicht mehr damit rechnen, den einmal gelernten Beruf bis an das Ende ihrer arbeitsfähigen Zeit auszuüben, noch seltener sind die Fälle, in denen ein Beruf von der Elterngeneration auf die nächste überliefert werden kann. Damit mußte notwendigerweise auch das Ansehen der älteren Generation bei der jüngeren schwinden, weil der Wert der Erfahrung wirklich (und vermehrt in der Vorstellung) immer geringer geworden war. Eine Folge dieses Vorgangs ist ein verbreitetes Gefühl der Unsicherheit und der Orientierungslosigkeit. Wenn schon die Väter und Mütter lebenslanglich nur ungeliebte «Jobs» kannten, dann fällt die prägende Kraft elterlicher Vorbilder vollends weg.

Im Ergebnis haben wir eine Gesellschaft vor uns, die von ihren Angehörigen zwar noch Arbeit in verschiedener Form verlangt, jedoch nur für eine Minderheit voll befriedigende Arbeitsformen anbieten kann und die übrigen allein mit Hilfe von Konsumversprechungen bei der Stange hält. Das Lohn- und Gehaltssystem ist aber darüber hinaus so beschaffen, daß es für die wenigen Tätigkeiten, die bereits als solche Befriedigung mit sich führen – leitende Tätigkeiten aller Art, wissenschaftliche und künstlerische Arbeit usw. – in der Regel auch noch die höchsten materiellen *rewards* mit sich bringt, während diejenigen Arbeiten, die mit dem höchsten *Arbeitsleid* verbunden sind, obendrein noch

schlecht entlohnt werden. Ökonomisch wird dieser Zusammenhang dadurch erklärt, daß wissenschaftliche und künstlerische Fähigkeiten sowie die Kapazität zur Leitung großer Unternehmungen oder Behörden «selten» seien oder auch, daß die vermehrte Anstrengung, die derartige Tätigkeit erfordert, nur durch entsprechend höhere materielle Stimulantien bewirkt werden könne. Unqualifizierte, einfache Arbeit sei dagegen von jedermann zu erlangen und aufgrund des Überangebots entsprechend billiger.

Im Ergebnis erweist sich daher die entwickelte zeitgenössische Industriegesellschaft noch in einer ganz anderen Weise, als Marx es voraussah, als zweigeteilt. Sie ist nämlich *auch* geteilt in die kleine Minderheit von Personen, die durch ihre Tätigkeit Befriedigung finden können und daher an der bürgerlichen Überzeugung festhalten, daß der *Sinn des Lebens in produktiver Leistung* besteht, und die große Mehrheit, für die eine derartige Sinnvermittlung nicht nachvollziehbar ist, der aber mehrheitlich nach wie vor beigebracht wird, daß Würde und Ansehen eines Menschen durch seine Arbeit vermittelt werden. Die mangelnde Befriedigung durch die Art der Arbeit (deren Resultat dem einzelnen Arbeitenden fern liegt, das ihm unverstanden und als Teil der fremden, ihn beherrschenden ökonomischen Verhältnisse erscheint) wird daher noch verschärft durch die Tatsache, daß eine erhebliche Zahl von Personen während den regelmäßig auftauchenden zyklischen und strukturellen Krisen arbeitslos wird.

## II. Das Problem der Arbeitslosigkeit

### 1. Die ökonomischen Ursachen

Durch die Einrichtungen des Wohlfahrtsstaates ist zwar jedem Arbeitenden, der aufgrund ökonomischer Verhältnisse (oder durch einen Unfall und Krankheit) seine Arbeit verliert, ein Recht auf Sicherung seines Unterhalts zugesprochen worden und diesen Zuwendungen der Makel eines bloßen Almosens damit genommen. Dennoch hängt die soziale Anerkennung des Einzelnen nach wie vor von seiner Arbeit – weniger von deren Qualität als von der Quantität ihres Ertrages – ab. So groß daher auch der Fortschritt vom Manchestertum mit seiner zynischen Vernachlässigung der Not von Arbeitslosen und Frühinvaliden usw. zum Wohlfahrtsstaat war, das Problem der Arbeitslosigkeit ist damit noch nicht

gelöst. Auch die Beschäftigung der Arbeitslosen mit staatlich bezahlten Arbeiten, die nicht zugleich als sinnvoll und notwendig eingesehen werden können, stellt keine Lösung dar. Zugleich drängt aber das Wirtschaftssystem aufgrund seiner immanenten Logik immer mehr zur Einsparung von Arbeitskraft und ihrer Substituierung durch Maschinen, elektronische Geräte usw. Da Löhne und Gehälter als Kostenfaktoren die Produktion belasten und da – zumindest zwischen den Industriestaaten – nach wie vor intensiver Wettbewerb herrscht, sind die großen Korporationen und Unternehmungen überall bemüht, durch arbeitssparende Einrichtungen menschliche Arbeit zu substituieren und damit Arbeitskräfte, wie es so schön heißt, «freizusetzen». Die durch die Herstellung neuer arbeitssparender Anlagen usw. benötigten Arbeitskräfte sind in aller Regel weit weniger zahlreich als die durch eben jene Maschinen ersetzten.

Bislang wurde dieser verhängnisvolle Kreislauf noch immer dadurch durchbrochen, daß eine vermehrte Nachfrage nach Konsumgütern für eine entsprechende Steigerung der Gütermassen sorgte. Mit anderen Worten: Das ständige Wachstum der Güter(=Waren)masse war die Voraussetzung für die fortgesetzte Lebensfähigkeit des Systems und die schließlich wenigstens annähernd wiederhergestellte Vollbeschäftigung.

Diese Lösung, die in den letzten 20 bis 30 Jahren in den meisten Ländern durch die staatlich finanzierte Rüstung (deren «Konsum» in einem weithin imaginären Sicherheitsgefühl besteht) weiter problematisiert wurde, wird künftig immer weniger möglich sein. Angesichts der Begrenztheit der Belastbarkeit der *Ökosphäre* und der sozialen Grenzen des Wachstums, auf die Fred Hirsch in «Social Limits to Growth» (Cambridge/USA 1976) hingewiesen hat, wird eine Abkehr von dem ständigen quantitativen Wachstum der Produktion immer dringender notwendig.

Diese Abkehr schließt eine Entwicklung der Produktivität in der «Dritten Welt» keineswegs aus, sondern würde ihr sogar indirekt zugute kommen. Die «Dritte Welt» hat keineswegs Bedarf an arbeitssparenden Maschinen, sondern vor allem an sogenannter «mittlerer Technologie», die es den Massen unterbeschäftigter Menschen erlaubt, die Produktion von Bedarfsgütern aller Art zu steigern. Die weitere Steigerung der Erzeugung von immer neuen Luxusgütern für

die Bevölkerung der Industriestaaten (Gütern, die mit ihrer Verallgemeinerung ihren Wert – der ausschließlich ein Prestigewert war – notwendig verlieren müssen) stellt dagegen keine Hilfe für die hungernde und Not leidende Bevölkerung der nichtindustrialisierten Länder dar.

## 2. Die notwendige Korrektur

Angesichts der in absehbarer Zeit – so oder so – auftretenden «Grenzen des quantitativen Wachstums» ist eine dreifache Korrektur in der Verteilung der Arbeit, in der konkreten Ausgestaltung (der Qualität) von Arbeit und in der Wertschätzung von menschlicher Tätigkeit (Praxis im umfassenden Sinne) notwendig:

### *Verteilung der Arbeit*

Aller Voraussicht nach kann der weiterhin schrumpfende Bedarf an Arbeitsaufwand nur dann ohne dauerhafte Massenarbeitslosigkeit «aufgefangen» werden, wenn dieser Bedarf gleichmäßig auf die arbeitsfähige Bevölkerung verteilt wird. Das kann entweder durch eine weitere Verkürzung der Arbeitswoche (auf 35 oder noch weniger Stunden) oder auch durch Verkürzung der Lebensarbeitszeit geschehen. Die dadurch vermutlich auftauchenden Probleme werden unten ausführlich erörtert werden.

### *Qualität der Arbeit*

Weit wichtiger als die Verteilung der anfallenden Arbeit ist eine Umorientierung der wissenschaftlich-technischen Entwicklung in Richtung auf die Schaffung von Arbeitsplätzen, die eine *befriedigende, als sinnvoll erfahrbare Tätigkeit* ermöglichen. Damit würde zugleich der Bedarf nach kompensatorischem Konsum zurückgehen und der nach wie vor wünschenswerte Fortschritt in eine Richtung gelenkt werden, die nicht mit den «Grenzen des Wachstums» in Konflikt gerät.

### *Änderung der Wertorientierung*

Noch einen Schritt tiefer in die *Umgestaltung* auch der *Wertorientierung* hinein führt die dritte Forderung. Sie verlangt eine prinzipielle Abkehr von der bürgerlich-neuzeitlichen Bewertung des Menschen nach seiner «materiellen Arbeit» bzw. nach dem Arbeitsertrag und von der Anerken-

nung allein dieser materiellen Arbeit als humaner «Praxis». Der Mensch ist gewiß als ein «Wesen der Praxis» durch *die ihm eigentümliche Tätigkeit* definiert. Darin besteht sein – vom Tierreich verschiedener – Charakter. Aber diese dem Menschen eigentümliche Tätigkeit darf nicht – wie das im bürgerlichen wie im vulgärmarxistischen Denken weithin geschieht – auf die materielle Arbeit, die Arbeit im Sinne von Überwindung materieller Not – eingeschränkt werden.

In bewußter Abkehr von einer sowjet-marxistischen Verengung des Menschenbildes haben jugoslawische Philosophen – wie Gajo Petrović und Mihailo Marković – den Menschen als Wesen der Praxis definiert, um damit die Vielfalt und den Reichtum humaner Existenz zu charakterisieren. Die Einengung auf materielle Produktion – also Arbeit – war typisch für das frühe Bürgertum, das sich selbst moralisch über Adel und Geistlichkeit, die von dieser Tätigkeit freigestellt waren, erheben wollte. Sie wird noch einmal aktualisiert vom Vulgärmarxismus, der die Arbeiterklasse (den Gesamtarbeiter) als den Erzeuger aller materiellen Güter zum legitimen Herrn der Gesellschaft erheben und das zur schmarotzenden Rentnerexistenz degenerierte Bürgertum ablösen will.

Beide Einengungen des Selbstverständnisses menschlicher Kreativität und Produktivität sind historisch begreiflich und doch zugleich verhängnisvoll gewesen. Es geht darum, sich von dieser Einschränkung frei zu machen. Die Notwendigkeit dieser Freimachung läßt sich am besten an Hand konkreter Beispiele belegen:

Es wird mit Recht darüber geklagt, daß die Tätigkeit der Mutter und Hausfrau in unserer Gesellschaft geringgeschätzt wird. Feministinnen haben deshalb ein «Hausfrauengehalt» gefordert in der systemkonformen Erkenntnis, daß nur Tätigkeiten, für die bezahlt wird – also Lohnarbeiten oder Arbeiten von Unternehmern – soziale Anerkennung finden. Von einem humanistischen Standpunkt aus erscheint freilich nicht diese Forderung selbst, sondern die herrschende Denkweise, der sie sich anschließt, als pervers.

Soll nur noch dasjenige Tun, das bezahlt wird, «wertvoll» sein? Müssen alle Formen menschlicher Zuwendung, Betreuung, Güte, Freundlichkeit erst noch in bezahlte Dienstleistungen verwandelt werden, um Anerkennung zu finden? Ist es nicht vielmehr umgekehrt ein Zeichen zunehmender Inhumanität und Kälte in den Beziehungen der Menschen, daß sich per Inserat Personen

gegen Geld dazu anbieten, anderen «zuzuhören»? Daß sich der auf eine isolierte Existenz zurückgeworfene Zeitgenosse dazu genötigt sieht, sich auch noch einen bloßen Zuhörer seiner Klagen «kaufen» zu müssen? Heißt das nicht die Verwandlung solcher «Dienste» in Prostitution? Werden Verhaltensweisen erst dadurch wertvoll, daß sie käuflich sind – oder entwürdigt solche Käuflichkeit sie nicht gerade? Nichts gegen die Forderung des «Hausfrauengeldes», für die es durchaus auch legitime soziale Argumente gibt. Die an ihr sichtbar werdende Orientierung der sozialen Anerkennung von Leistungen am Geldäquivalent ist jedoch fragwürdig und entspringt jener Einengung des Verständnisses vom Menschen, von dem ich sprach.

### *III. Sinngebung von Arbeit: Wende von der materiellen zur sozialen Kultur*

Diese Einengung kann aber überwunden werden, wenn die eigentliche Befriedigung des menschlichen Daseins nicht mehr im Konsum gesucht wird, sondern wieder in der Tätigkeit selbst gefunden werden kann. Dann wird auch die Anerkennung nicht mehr von der Höhe des Geldeinkommens abhängen und das persönliche Verhalten und Sein höher gewertet werden als das äußerlich bleibende Haben. Damit soll keineswegs einer totalen Abkehr vom Materiellen das Wort geredet werden. Natürlich gehört die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse zu den Voraussetzungen humanen Daseins. Sie darf aber nicht aus einer notwendigen Bedingung zum einzigen Inhalt des Daseins gemacht werden.

Neben der materiellen Kultur gibt es eine soziale, die nur auf ihr aufblühen kann, wenn diese keine Monopolansprüche erhebt. Auf der Grundlage einer generell verkürzten Wochen- oder Lebensarbeitszeit würde jedem einzelnen immer mehr Raum für die Entfaltung und Betätigung seiner humanen Potenzen eingeräumt. Er könnte sich – ohne Rücksicht auf zu erzielendes Einkommen – produktiv und kreativ betätigen durch wissenschaftliche, künstlerische, karitative, kontemplative, interpretative Praxis. Nur wenn das gelänge, wäre die Gefahr gebannt, daß durch die Verlängerung der Zeit, während deren «nicht mehr gearbeitet werden muß», eine lähmende Leere entsteht, die nur durch zerstreuten Konsum oder betäubende Mittel erträglich gemacht werden kann. Es kann sein, daß – mehr

instinktiv und vielfach auch in verworrener Weise – die Abkehr von Teilen der jungen Generation von der «Leistungsgesellschaft» ein Ausdruck der dämmernden Erkenntnis von der Notwendigkeit einer solchen Wende ist.

Am Beginn des bürgerlichen Zeitalters stand die «innerweltliche Askese» der intensiven Berufsarbeit, deren Erfolg – von Calvinisten und Puritanern – als Indiz göttlicher Gnade gedeutet wurde. Diese extreme Konzentration des Selbstverständnisses des Daseinssinns ist durch die historische Entwicklung fragwürdig geworden. Sie kann nur noch von einem sehr kleinen Prozentsatz der Bevölkerung praktisch nachvollzogen werden. Die Orientierung an dieser Ideologie führt darüber hinaus für die große Mehrheit der Bezieher niedriger Einkommen sowie vor allem der Arbeitslosen zu einer zusätzlichen psychischen Belastung. Mit dem Verlust eines inneren Bezugs zu einer als sinnvoll erfahrenen (qualitativ eigentümlichen) Arbeit hat sich die Befriedigung immer mehr aus der Welt der Produktion in die des Konsums verlagert. Hier steht ein ständig erneuertes Glückversprechen einer immer wiederkehrenden Frustration und Enttäuschung mit Notwendigkeit gegenüber. Die schlecht-unendliche Steigerung von Konsummöglichkeiten vermag – ihrem Wesen gemäß – nie definitive Befriedigung und Zufriedenheit zu schaffen.

Um aus dem Dilemma der Wohlstandsgesellschaft herauszukommen, ist eine Überwindung des einschränkenden Selbstverständnisses des Menschen als homo laborans notwendig. Der humane Mensch ist durch seine menschliche Tätigkeitspraxis definiert, diese darf aber nicht auf die materielle Arbeit (bzw. Arbeit für die Befriedigung materieller Bedürfnisse) reduziert werden. Eine solche Einschränkung führt im Umkehrschluß dazu, daß nur noch solche Tätigkeiten (und «Dienstleistungen») als wertvoll anerkannt werden, für die eine Bezahlung erfolgt, und daß deren Wertschätzung der Höhe der Bezahlung korrespondiert. Daß eine solche Wertschätzung mit unserer offiziell bekannten Moral in Widerspruch steht, ist evident. Die vorherrschende Wertschätzung entsprechend dem Geldeinkommen und der damit gegebenen Konsummöglichkeiten kann aber nur überwunden werden, wenn die sozioökonomischen Bedingungen für sie verändert worden sind. Am Ende des bürgerlichen Zeitalters zeichnet sich diese Notwendigkeit deutlich ab.

## IRING FETSCHER

1922 in Marbach am Neckar geboren. Besuch des Königs-Georgs-Gymnasiums in Dresden. 1945–1951 Universitätsstudien in Tübingen und Paris. 1950 Doktorat mit einer Dissertation über «Hegels Lehre vom Menschen»; 1959 Habilitation mit einer Habilitationsschrift über Rousseaus politische Philosophie. Seit 1963 Professor der Politikwissenschaft und der Gesellschaftsphilosophie an der Universität Frankfurt am Main. Gastprofessuren an den Universitäten

Göttingen, Nimwegen, Tel Aviv, Graduate Faculty der New School for Social Research in New York. Veröffentlichungen u.a.: Von Marx zur Sowjetideologie (Frankfurt 1956; 23. erweiterte Aufl. 1981); Karl Marx und der Marxismus. Von der Philosophie des Proletariats zur proletarischen Weltanschauung (München 1967); Rousseaus politische Philosophie. Zur Geschichte des demokratischen Freiheitsbegriffes (Neuwied 1960); Modelle der Fridensicherung (1972); Überlebensbedingungen der Menschheit (München 1980). Anschrift: Ganghoferstraße 20, D-6000 Frankfurt a. M. 1.

Dietmar Mieth

## Solidarität und Recht auf Arbeit

Die menschliche Solidarität gehört zu den Grundprinzipien christlicher Sozialethik. Damit ist eine zweifache Erkenntnis verbunden: daß Menschen aufgrund ihrer gleichen Würde zusammengehören und daß Menschen zur Bewältigung ihrer Probleme zusammenstehen müssen. Dieser Begriff von Solidarität ist jedoch nicht sehr allgemein<sup>1</sup>. Die Zusammengehörigkeit der Menschen bleibt abstrakt, wenn man sie nicht auf die Situation bezieht, in denen Menschen über Menschen herrschen und in denen Menschen andere Menschen für ihre Zwecke nur benützen. Die Zusammengehörigkeit ist daher keine Diagnose, sondern eine Zielvorstellung. Noch stärker läßt sich das Zusammenwirken der Menschen zur Bewältigung ihrer Probleme als eine Zielvorstellung erkennen, die angesichts der Konflikte zwischen den Menschen als abstrakt erscheinen muß. Solidarität als abstrakte Zielvorstellung ist immer in der Gefahr, die konkrete Wirklichkeit mangelnder Solidarität vorschnell zu überspringen.

Daher ist es notwendig, zwischen Solidarität als nächstem Schritt zur Verbesserung der menschlichen Verhältnisse und Solidarität als allgemeiner Zielvorstellung zu unterscheiden. Im ersten Falle geht man von der defekten Wirklichkeit aus, im zweiten Fall von einer Idee des gelungenen Lebens unter den Menschen. Die

Orientierung an der defekten Wirklichkeit und die Vorstellung von einer gelungenen Wirklichkeit mögen einander bedingen, aber zweifellos ist es notwendig, der konkreten Solidarität in Konflikten den Vorrang zu geben vor einer abstrakten Zielvorstellung. Aus diesem Grund fängt die Solidarität bei den Benachteiligten an und hofft darauf, damit einen Schritt auf eine universale Solidarität hin zu tun<sup>2</sup>.

Der Vorrang des Anspruchs der Benachteiligten auf Solidarität<sup>3</sup> bewirkt in der Dimension von Arbeit und Arbeitslosigkeit, daß die Bedürfnisse der Menschen Vorrang haben, die von der internationalen Arbeitsmarktsituation am meisten benachteiligt werden. Das Prinzip der Solidarität stützt daher die Maxime der Gerechtigkeit, das größte Wohl der am meisten Benachteiligten zu suchen<sup>4</sup>. Diese ethische Maxime trifft sich wiederum mit der Maxime einer Befreiungstheologie, die allgemein als «Option für die Armen» bezeichnet wird. Diese theologisch-ethische Maxime setzt freilich bereits voraus, daß der erste Schritt der praktischen Umkehr in diese Richtung vollzogen ist. Solidarität im christlichen Kontext ist nicht bloß eine Maxime der Gesinnung, sondern die Folge einer neuen, bereits eingetretenen Praxis. Eine solche Solidarität ist keine auferlegte sittliche Pflicht, sondern unausweichliche Antwort auf den Anspruch des christlichen Glaubens, von dem aus das menschlich eigentlich Selbstverständliche nicht nur erkennbar, sondern auch praktisch vollziehbar wird.

Wird Solidarität mit dem Recht auf Arbeit in Zusammenhang gebracht, so stellen sich im wesentlichen zwei Fragen: Es ist danach zu fragen, wie durch eine solidarische Beschäftigungspolitik am besten das Recht auf Arbeit durchgeführt werden kann; es ist aber auch danach zu fragen,